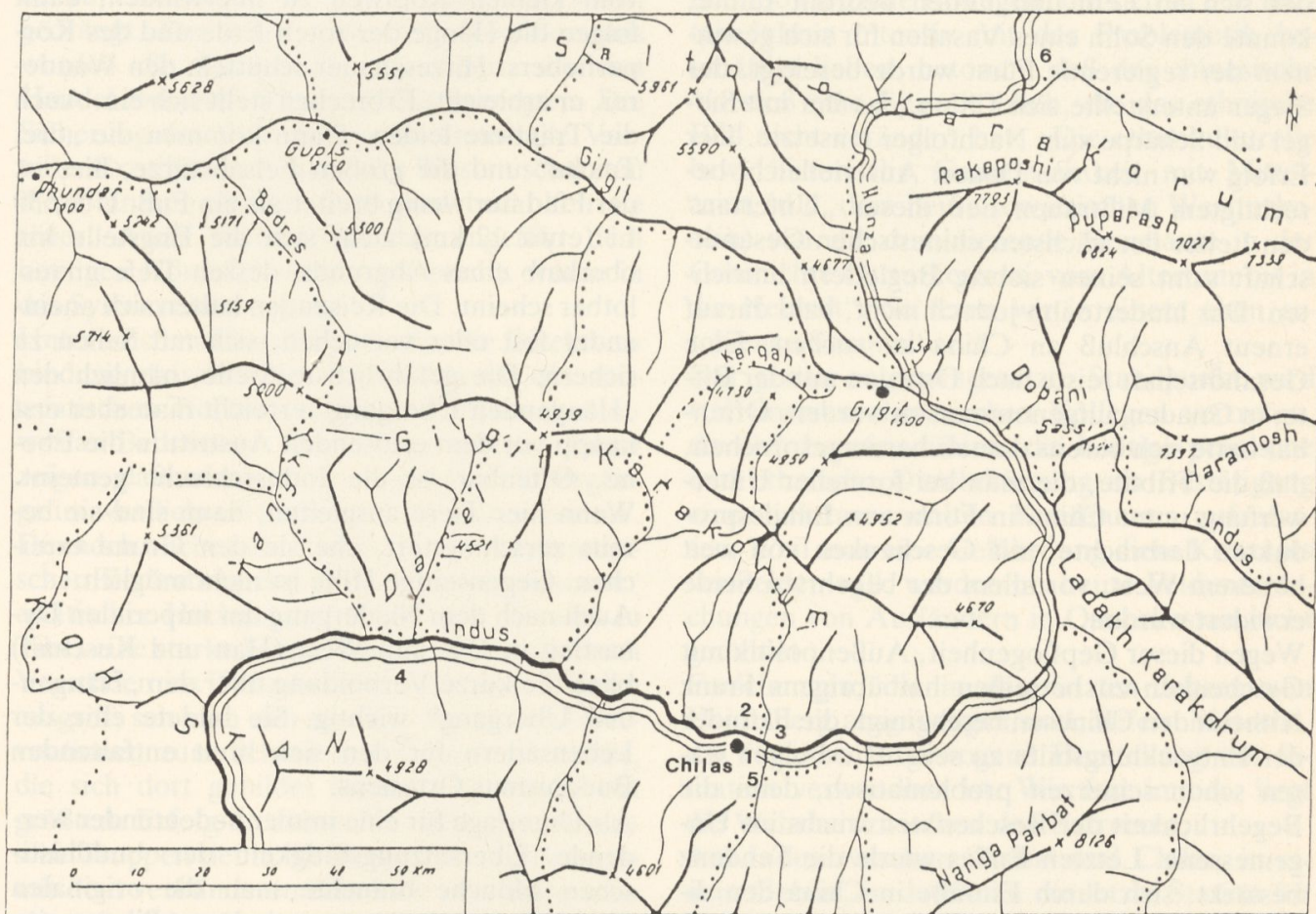


# Chinesen am Indus

von Karl Jettmar\*

Man könnte glauben, der Titel beziehe sich auf bemerkenswerte Ereignisse der jüngsten Vergangenheit: Die befreundeten Regierungen Pakistans und der Volksrepublik China waren 1964 übereingekommen, auf dem Landweg eine direkte Verbindung zwischen Sinkiang und den Tieflandsgebieten Südasiens zu schaffen – quer durch den gewaltigsten Gebirgsknoten Zentralasiens. Zunächst wurden chinesische Arbeiterkolonnen und deren schweres Gerät nur im äußersten Norden Pakistans eingesetzt, auf den letzten 150 Kilometern vor dem Grenzübergang am 4703 m hohen Khunjerab-Paß. Später, ab 1973, wurde die Zusammenarbeit auf weitere 500 km ausgedehnt, den größten

Teil der extremen Hochgebirgsstrecke. Einbezogen wurden der untere Teil des Hunzatal, die kurze Querstrecke am Gilgitfluß und vor allem der Ausbau der Trasse am Indus entlang. Hier liegt das schwierigste Stück, die früher als unbegebar geltende Indusschlucht zwischen Sazin und Jalkot. Denkmäler dieses Wirkens sind heute einerseits zahlreiche Brücken, deren ausgeprägt chinesischer Geländerschmuck, nämlich glückbringende Löwen aus Gußeisen, allmählich von Souvenirjägern demontiert wird, andererseits der riesige Chinesenfriedhof bei Gilgit, auf den man die zahlreichen Opfer des gigantischen Ringens mit der Natur umgebettet hat.



Karte: Lage der seit 1979 entdeckten chinesischen Inschriften in Relation zum Karakorum-Highway (= = =) und den traditionellen Fußwegen und Saumpfaden (.....)

1. Inschrift (2 Namen) in der Station Chilas I
  2. Inschrift (Namen) in Station Thalpan Bridge
  3. Inschrift in Station Thalpan Village
  4. 2, möglicherweise 3 Inschriften in Station Shatial Bridge
  5. Inschrift und Zeichnung am Ausgang des Tales von Thak
  6. Längere Inschrift in Station Hunza-Haldeikish
- Kartengrundlage nach K. Wiche, Durchführung Dr. Thewalt

\* Prof. Dr. K. J. ist Ordinarius für Ethnologie und Leiter der Abt. Ethnologie und Archäologie des Südasiensinstituts der Universität Heidelberg.

Die pakistanische Seite hat allerdings beim Bau des Karakorum Highway – so nannte man das Jahrhundertwerk – einen noch weit höheren Blutzoll erbracht.

Vielleicht hätten die pakistanischen Politiker die Einladung an ihre chinesischen Kollegen zur Mitarbeit an der „Straße der Freundschaft“ weniger unbefangen ausgesprochen, wenn ihnen bewußt gewesen wäre, daß hier an eine mehr als zweitausendjährige Tradition chinesischer Präsenz – und Intervention – im südasiatischen Raum angeknüpft wurde.

Noch vor Beginn unserer Zeitrechnung erreichten chinesische Gesandtschaften Chi-pin, d. h. die Nordwestecke des Subkontinents. Die politischen Spannungen dort zwischen den verschiedenen Eroberergruppen meist sakischer Herkunft erlaubten ein politisches Spiel, das zeitweise zu einer Vormachtstellung des Han-Reiches führte. Ein chinesischer Gesandter, der sich an Leib und Leben bedroht fühlte, konnte den Sohn eines Vasallen für sich gewinnen: der regierende Fürst wurde beseitigt, der Sieger unterstellte sich China, das ihn mit Siegel und Schärpe zum Nachfolger einsetzte. Der Erfolg war nicht von Dauer. Aus vielleicht berechtigtem Mißtrauen ließ dieser „Untertan“ den Leiter der nächsten chinesischen Gesandtschaft samt seinen sieben Begleitern hinrichten. Das hinderte ihn jedoch nicht, bald darauf erneut Anschluß an China zu suchen. Eine Gesandtschaft reiste nach Ostasien mit der Bitte, in Gnaden aufgenommen zu werden. Offenbar hatte sich bereits damals herumgesprochen, daß die Tribute, die man bei formeller Unterwerfung unter China in Form von Landesprodukten darbrachte, mit Geschenken von weit höherem Wert, vor allem der begehrten Seide erwidert wurden.

Wegen dieser Gepflogenheit, Außenpolitik mit Geschenken zu betreiben hat übrigens Franz Altheim den Chinesen bescheinigt, die Erfinder der Entwicklungshilfe zu sein. Die Folgen waren schon seinerzeit problematisch, denn die Begehrlichkeit der Beschenkten wuchs ins Ungemessene. Letzten Endes wurde die Tendenz bestärkt, sich durch Einfälle in China den direkten Zugang zu seinen Reichtümern zu verschaffen.

Erst der Aufstieg der Kuschan-Großkönige im 1. Jahrhundert n. Chr., die von Baktrien bis ins Stromgebiet des Ganges herrschten, ließ eine Macht entstehen, die ihrerseits stark genug war, durch das Tarimbecken weit nach Osten auszugreifen. So kam es am Lop Nor zur Bildung eines Staates – Kroraina –, in dem ein

dardischer (nordwestindischer) Dialekt als Amtssprache verwendet wurde. Mit China wurde auf der Basis der Gleichberechtigung verhandelt.

Der Weg, den Gesandtschaften und Kuriere der Han, auch der Kuschan beim Überwinden des Gebirgsknotens südlich vom Pamir benutzen mußten, war schon in den ältesten chinesischen Berichten mit geradezu sadistischer Genauigkeit beschrieben worden: Nur eine wohlbewaffnete Truppe darf den Übergang wagen. Stets ist mit räuberischen Überfällen zu rechnen. Transporttiere und Verpflegung müssen die barbarischen Bergstaaten stellen. Sie sind häufig zu einer solchen Unterstützung nicht bereit, manchmal auch gar nicht fähig. Dann müssen Mensch und Tier nach zehn oder zwanzig Tagereisen in der Bergwildnis verhungern. Hindernis reiht sich an Hindernis: Zunächst hat man die Berge vom großen Kopfweh, dann die vom kleinen Kopfweh zu überwinden, dann folgen die Hänge der roten Erde und des Körperfiebers. Hitzeschauer schütteln den Wanderer, er erbleicht, Erbrechen stellt sich ein. Auch die Tragtiere leiden. Dann kommen die „drei Teiche“ und die großen Felsabstürze, hier ist der Pfad nur wenig breiter als ein Fuß. Über 30 Li (etwa 12 km) zieht sich die Engstelle hin oberhalb eines Abgrunds, dessen Tiefe unauslotbar scheint. Die Reisenden halten sich aneinander fest oder versuchen, sich mit Seilen zu sichern. Die gefährlichste Stelle, nämlich den „Hängenden Übergang“ erreicht man aber erst knapp vor dem erlösenden Austritt in die Ebene. Offenbar ist die Indusschlucht gemeint. Wenn hier Tiere ausgleiten, dann sind sie bereits zerschmettert, ehe sie den Grund erreichen. Gegenseitige Hilfe ist nicht möglich.

Auch nach dem Niedergang der imperialen Dynastien in Ost und West (Han und Kuschan) blieb die kurze Verbindung über den „Hängenden Übergang“ wichtig. Sie bildete eine der Lebensadern für den sich breit entfaltenden Buddhismus Ostasiens.

Als Unterlage für eine immer bedeutender werdende Übersetzungstätigkeit der buddhistischen Mönche brauchte man die originalen Texte. Sie wurden systematisch von Pilgern eingeholt, von denen viele die Mühen der langen Durchquerung Zentralasiens auf sich nahmen obwohl auch der Seeweg bekannt war. Solchen Pilgern verdanken wir nicht nur Angaben über Wallfahrtszentren sondern auch sachliche Berichte, die die politische Situation Südasiens spiegeln. Berühmt wurde Faxian, der 399 n. Ch. im Alter von über sechzig Jahren zu einer er-

folgreichen Reise aufbrach, deren Originalbericht erhalten geblieben ist. Im Jahre 518 n. Chr. folgte Son Yun seinen Spuren. Als Fürst unter den chinesischen Pilgern galt Xuanzang. Er brachte neben einer ganzen Kollektion von Reliquien und Buddhastatuen zwanzig Pferde mit, voll beladen mit heiligen Schriften, insgesamt 657 Bände. Als Xuanzang im Jahre 664 starb, hatte China unter den ersten Herrschern der Tang-Dynastie diese Kontakte durch eine politische Expansion von einzigartigen Ausmaßen ergänzt. Das Tarimbecken war unterworfen und durch Siege über das türkische Großreich abgesichert. Selbst die Landschaften westlich des Pamir kamen unter chinesische Kontrolle. So berühmte Städte wie Samarkand und Buchara wurden Sitz chinesischer Präfekturen. Es ist nicht anzunehmen, daß die dort lebenden Sogdier ernsthaft protestiert haben. Chinesische Quellen behaupten, sie hätten sich geradezu zur Aufnahme in das Chinesische Reich gedrängt. Das klingt plausibel: Von dort aus wurden die Karawanen organisiert, die den Handel zwischen West und Ost besorgten. Die Sicherung der Routen brachte finanzielle Vorteile. Exotika aus dem fernen Westen schätzten die Chinesen damals hoch und bezahlten sie teuer. Auch Tocharistan, das ungefähr dem heutigen Nordafghanistan entspricht, wurde in das System einbezogen.

Unter solchen Umständen verlor die Direktverbindung zwischen der Nordwestecke des südasiatischen Tieflands und dem Tarimbecken etwas an Bedeutung. Die Routen späterer Pilger zeigen, daß man jetzt die niedrigeren Übergänge im westlichen Hindukusch benutzen konnte. Dennoch blieben die Chinesen von der strategischen Bedeutung der großen „Scharungszone“ asiatischer Hochgebirge überzeugt. Als sich in Tibet eine starke Militärmacht bildete, die nach Vorstößen ins Tarimbecken auch nach Westen ausgriff, sah man sich zu einer Reihe von Interventionen zum Schutz der Staaten veranlaßt, die sich dort gebildet hatten. Mehrfach, mit größtem Erfolg im Jahre 747, drangen chinesische Truppen tief in die Berge vor. Gemeinsam mit dem verbündeten Kaschmir errichtete man einen Sperrriegel gegen das tibetische Vordringen. Er brach jäh zusammen, als eine Militärrevolte in China und eine vernichtende Niederlage gegen die arabische Armee im Jahre 751 den Abzug der chinesischen Truppen nach Osten erzwangen.

Eine Weile richteten sich die Tibeter im Hindukusch häuslich ein. Ihr weiteres Vordringen nach Westen wurde erst von den Arabern ge-

stoppt, die dabei eine Invasion Chitral's unternahmen, an die sich die Einheimischen heute noch erinnern.

Obleich die chinesischen Berichte, aus denen das eben entworfene Bild resultiert, zuverlässig und detailliert sind, wird sich der Historiker des 20. Jahrhunderts damit nicht zufrieden geben. Er wird fragen, welche sozialen und ethnischen Voraussetzungen diese expansive Westpolitik Chinas ermöglichten und was nach dem Ende des militärischen Engagements übrig blieb. Handelte es sich nur um ein kriegerisches Abenteuer? Unter welchen Formen vollzog sich das Zusammenleben zwischen Chinesen und den im Westen kulturell dominierenden Iranern? Der Führer der erwähnten Militärrevolte in China war der Sohn eines Sogdiers und einer türkischen Mutter. Gab es ähnliche Karrieren für die Chinesen des fernen Westens?

Solche Fragen sind heute ein Politikum geworden. Sowjetische Kollegen, die sich in den letzten Jahren intensiv mit der Problematik beschäftigt haben, betonen, daß der chinesische Vorstoß eine Episode blieb, die das ethnische Bild nicht verändert hat. „Die ethnokulturelle bzw. historische Gemeinsamkeit mit Mittelasien (d.h. dem heute sowjetischen Westturkestan) war die dominierende Konstante in der Geschichte Ostturkestans, vom Altertum bis in die Neuzeit“. So lesen wir in einem eben erschienenen Sammelband.

Der genau entgegengesetzte Standpunkt wird von unseren chinesischen Kollegen vertreten, die sich berufen fühlen, die heutige politische und ethnische Durchdringung als Bestätigung eines jahrtausendalten Kontinuums aufzufassen. Weil man eine Gefährdung dieses Konzepts vermeiden will, werden bis heute Felduntersuchungen von Ausländern in Ostturkestan nicht geduldet.

Forschungen, die in den letzten Jahren von Heidelberg ausgegangen sind, liefern Material, das für eine ausgewogene Darstellung der Situation verwendbar ist. Wie fast immer, liegt die Wahrheit zwischen den Extremen:

Am Indus zwischen Shatial und Chilas, in einem Gebiet, in dem man die letzte Station für Reisende aus dem Norden vor dem Erreichen Kaschmirs suchen muß, sind nicht weniger als sechs chinesische Inschriften entdeckt worden, von denen sich die meisten auf die Tang-Zeit konzentrieren. Die erste davon sah ich schon 1979, nur wenige Meter von einem Felsen entfernt, auf dem noch während des zweiten Weltkriegs Sir Aurel Stein buddhistische Zeichnungen und Inschriften aus der Zeit um 600 n. Chr.

entdeckt und gedeutet hatte. Sie liegen nur zwei Kilometer vom Ort Chilas entfernt. Eine weitere Inschrift wurde zwei Jahre später auf der gegenüberliegenden Flußseite festgestellt, dann fanden wir zwei Inschriften im Bereich der flußabwärts gelegenen Ballung sogdischer und indischer Inschriften bei Shatial Bridge. Im letzten Jahr sah ich eine weitere Inschrift unter-

halb des Dorfes Thalpan. Nur wenig später entdeckte unser Kartograph R. Kauper am Eingang des Tales von Thak die Zeichnung einer Pagode, die auf beiden Seiten von chinesischen Zeichen eingerahmt wird.

Eine Pagodenzeichnung am gleichen Weg aber ohne Beschriftung hatte ich bereits vorher photographisch festgehalten.



Felszeichnung einer Pagode mit begleitender chinesischer Inschrift. Eingang des Tales von Thak



Pagode chinesischen Typs. Felsbild oberhalb der Station Chilas I.

1979 war in Hunza, an dem Weg, der auf die Pässe zuführt, hinter denen Ostturkestan liegt, eine Inschrift bemerkt worden, die ich zunächst für rezent hielt, so gut war der Erhaltungszustand. Ich hatte die Chinesen des großen Bau-

vorhabens im Verdacht, sich hier wie an anderen Stellen verewigt zu haben.

Inzwischen haben mehrere Besucher, als Erster Prof. Sagaster (Bonn), erkannt, daß es sich um eine alte und historisch wichtige Inschrift han-

deln muß. Sie erzählt von einer diplomatischen Mission, allerdings in einer saloppen und gar nicht offiziellen Weise. Zwei Männer haben sie angefertigt, die im Auftrag der Großen Weidynastie, d. h. spätestens im 6. Jh. n. Chr., unterwegs waren. Auch das Ziel ihrer Reise wird genannt. Prof. Ma Yong (Beijing), Leiter des chinesischen Forschungsinstituts für Zentralasien, hat es mit Maimargh – einer Stadt in der Nähe von Samarkand – identifiziert. Das würde allerdings einen erstaunlichen Umweg bedeuten, bei dem die Wasserscheide zwischen Oxus und Indus gleich zweimal überschritten werden mußte. Das ist nur plausibel, wenn damals die sehr viel leichteren Pässe über den Pamir von einer feindlichen Macht vorübergehend blockiert waren.

In direktem Zusammenhang mit Fernverkehr steht eine Inschrift bei Shatial Bridge. Sie enthält die banale Nachricht, daß hier der schwierigste Teil der Strecke beginnt. Tatsächlich befindet man sich in der Nähe des Einstiegs in den „Hängenden Übergang“. Alle anderen Inschriften enthalten, soweit sie lesbar sind, Personennamen. Auffallend ist nach der Meinung Prof. Frankes (München) das Fehlen der sonst üblichen Amtsbezeichnungen.

Das mag damit zusammenhängen, daß man sich in der Nähe buddhistischer Heiligtümer befand, die man in äußerster Demut besuchte. Auch Personen aus fürstlichem Geschlecht, die sich unweit dokumentiert haben, geben sich bemerkenswert bescheiden.

Die andere, vielleicht wahrscheinlichere Erklärung wäre, daß wir es mit Privatpersonen, vielleicht Kaufleuten zu tun haben. Allerdings ist noch eine letzte Möglichkeit in Betracht zu ziehen: Es kann sich um Personen chinesischer Herkunft handeln, die ein sicheres Leben in den Bergtälern den Gefahren vorzogen, denen man in den Oasengebieten des Nordens ausgesetzt war. Spätestens in der Zeit nach dem Zusammenbruch der chinesischen Macht könnte eine Fluchtbewegung in die Berge stattgefunden haben.

Für diese Erklärung spricht, daß Prof. v. Hinüber (Freiburg) beim Studium der buddhistischen Gilgit-Manuskripte festgestellt hat, daß unter den Personen, die für das Abschreiben gezahlt haben, auch ein „vornehmer Chinese“ genannt wird. Die Manuskripte sind in einem Kloster entstanden, das im Gilgital oder in Baltistan lag, in unmittelbarer Nähe einer fürstlichen Residenz. Die Herrscher und ihre Familie, darunter die Königinnen, waren maßgebend an ihrer Finanzierung beteiligt: Das brachte höchste religiöse Verdienste ein.

Daß man mit chinesischen Siedlern auf dem Weg zwischen Tarimbecken und Kaschmir rechnen muß, geht eindeutig aus einem im 10. Jh. n. Chr. angefertigten Itinerar in sakischer Sprache hervor – die Route lief an vier „Städten“ der Chinesen vorbei. Damals hatte China bereits jeden politischen Einfluß auf die Westgebiete verloren.